

Musik Adelheid Böhme

Seligpreisungen im Wechsel EG 759

I

„Haben Sie sich das denn auch gut überlegt? Ich meine, in Zeiten wie diesen, in der evangelischen Kirche Propst werden zu wollen?“ So fragte mich der Reporter der örtlichen Zeitung. Ich wollte gerade mit einer differenzierten Antwort beginnen: „Joah!“ – da führte seine Anschlussfrage mittenhinein: „Was ist denn ihr Plan, die Kirchen wieder voll zu kriegen!?“ Ich hätte es wissen können: Das Interview sollte sich also im erwartbaren Fragenspektrum bewegen. Vor meinem inneren Auge erschienen leere Kirchenbänke: das obligatorische Pressefoto, wenn es um Kirche geht.

Nun ist es ja sehr berechtigt, beim Kennenlernen nach Beweggründen für ein neu angetretenes Amt zu fragen. Wäre da nicht dieser distanzierende Unterton gewesen, der eine Antwort schon formuliert hat, bevor sie gegeben wird.

Kirche in der Defensive. In Coronazeiten brauchte es nur das Interview einer Ministerpräsidentin im Ruhestand, um die Kirche in die Defensive zu bringen. Angesichts der Pandemie habe die Kirche versagt und Kranke, Einsame, Alte und Sterbende alleingelassen, sagte Christine Lieberknecht.¹ Wie viel gemeindlicher Aufbruch möglich war, mit Wäscheleinen-Predigten, youtube-Streaming, Gottesdiensten mit Lautsprecher-Rollkoffern an Hecken und Zäunen drang dann medial nicht mehr so durch.

Bevor es Pandemiebeschränkungen gab, stand ich noch nie mit Bauwagenkirche und Posaunenchor vor dem AWO-Heim und rief noch nie mit Mikrofon frohe Ostern zu den Fenstern hinauf. Die zurückwinkenden Zuschauer hatten verstanden: Die Kirche schafft es vielleicht jetzt gerade nicht bis zu uns an die Bettkante, aber sie sucht nach einem neuen Weg für die Botschaft. Nur die letzten Meter der Botschaft, bis an die Bettkante, die mussten die Bewohner*innen dann selber vollbringen.

Corona brachte uns als Gemeinden nahe an den Auftrag der Kirche, das Evangelium zu teilen, und löste uns von gewohnten strukturellen Gegebenheiten. Man musste sich auf die Suche nach einem Mehrwert, nach einer Chance begeben; in dem, was immer ging und nun nicht mehr.

„Kirche in der Defensive“ ist natürlich die eingängigere Erzählung.

¹ Vgl. hierzu <https://www.welt.de/politik/deutschland/plus208059945/Corona-Krise-Die-Kirche-hat-Hunderttausende-alleingelassen.html> (vom 18.05.2020; Abrufdatum 06.09.2022).

Und dass sie weltfremd ist. Kaum war der Ukraine-Krieg ausgebrochen, rief ein leitender EKD-Mitarbeiter in der FAZ die Kirche auf, Orientierung zu geben (aber bloß nicht mit differenzierter Friedenspolitik).² In der gleichen Zeitung konstatierte man schon im März auf Seite 1: „Die Friedensethik der EKD hält dem Crash mit der finsternen Realität nicht stand.“³ Es ist heute offenbar keine attraktive Haltung mehr, es sich mit den politischen Gemengelagen dieser Welt nicht gleich so einfach zu machen.

Defensiv, weltfremd --- am Kipppunkt. 49,7% der Menschen in Deutschland sind Mitglied einer Kirche, evangelisch und katholisch zusammen.⁴ „Noch“, muss man hinzufügen. Ist das jetzt etwa eine neue Fraktionsgemeinschaft, die das Ende der konfessionellen Spaltung ankündigt?

Es macht oft keine Freude, Geschichten über die Kirche heute zu lesen oder erzählt zu bekommen. Es ginge dann weiter mit Vakanzen oder mit dem lieben Geld, aber dazu kommt an anderer Stelle unserer Tagung genug.

Ich frage mich, wie wir es neu lernen davon zu erzählen, was Gott heute für uns tut – und wie wir gerade darin neu verstehen lernen, wozu es uns als Kirche überhaupt gibt, – und wie wir daraus neu fokussieren lernen, was unsere Aufgabe ist, in dem, was Gott tut, damit wir uns nicht immer verheben an dem, was wir als Kirche wollen und irgendwie doch nicht auf die Reihe bringen.

III

Wenn wir Kirche-Sein und Christsein für Heute auch als Landeskirche neu denken wollen, dann tun wir gut daran, mit einem Blick an die Anfänge und in die Evangelien zu starten. Die EKD hat 2021 in einem Grundlagentext die Bedeutung der Bibel für kirchenleitende Entscheidungen herausgestrichen. Sie dekliniert das an Themenfeldern der dogmatischen Lehrbildung durch und für eine evangelisch verantwortbare Ethik.⁵

Sie lässt dabei aber eine entscheidende Betrachtung aus, die mich schon allein im Hinblick auf den Reformprozess der EKKW reizt: Nämlich zu fragen, ob man aus der Bibel etwas lernen kann für die Gestalt einer Landeskirche und eine Haltung der Menschen, die sich in ihr engagieren.⁶

Ich will mich mit den Jüngerinnen und Jüngern auf die Suche danach begeben, so wie Matthäus von ihnen erzählt; wer sie sind, wie sie es werden und wie ihre Aufgabe dann aussieht.

² Johannes Wischmeyer, Die Kirche muss Orientierung geben, in: FAZ Nr. 61 vom 14.03.2022, Seite 8.

³ Reinhard Bingener, Die Kirche und der Krieg, in: FAZ Nr. 72 vom 26.03.2022, Seite 1.

⁴ Hilmar Schmundt, Kirchen in der Krise, in: DER SPIEGEL 34/2022, online am 19.08.2022.

⁵ Die Bedeutung der Bibel für kirchenleitende Entscheidungen. Ein Grundlagentext des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, hg. v. d. Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Leipzig 2021.

⁶ So auch die Kritik von Martin Hein, Kirchliche Entscheidungsfindung mit der Bibel?, in: Dem Unverfügbaren Raum geben. Zeitschrift für Organisationsentwicklung und Gemeindeberatung 22, Frankfurt 2022, 21-23.

Spannend sind auch die anderen Evangelisten, aber wir haben heute ja leider noch andere Dinge auf der Tagesordnung.

Von der *ecclesia*, von der „Kirche“ oder „Gemeinde“, wie wir es heute übersetzen, ist nur im Matthäusevangelium zweimal die Rede, in den anderen dreien gar nicht. Auch wenn an der Begrifflichkeit damals noch nicht ganz viel hing, ist sie mein Auswahlkriterium, mit Matthäus zu beginnen.

Matthäus fragt in seinem Evangelium: Wer sind wir, die wir an Gott glauben und Jesus irgendwie nachfolgen? Und wodurch wird diese Schar der Nachfolgenden in dieser Welt eigentlich sichtbar?⁷

IV

Ich fange mittendrin an, in einer Schlüsselszene. Von der *ekklesia* ist noch lange nicht die Rede, da sitzen die Jünger mit Jesus in einem Boot (Mt 8, 23-27). Ein Großteil von ihnen ist von Beruf Fischer, sie wissen also auch, was zu tun ist, wenn ein Sturm kommt. Sie haben ihr Handwerk gelernt, sie sind vertraut mit diesem Boot; sie können – so würden es unsere Gebäudemanager heute formulieren – eine Gefährdungsbeurteilung vornehmen und entscheiden, was das Boot kann und wo seine Grenzen liegen.

Der Sturm, der nun kommt, stellt alles bisher Bekannte in den Schatten. Ein „perfect storm“ – oder, wie Wikipedia es erklärt, ein „Unwetterphänomen, dessen Auftreten sehr unwahrscheinlich ist, weil dazu zahlreiche Bedingungen zusammenkommen müssen.“⁸ Hier kommt alles zusammen. Das Boot scheint der Größe dieser Herausforderung nicht mehr gewachsen zu sein. Die Jünger können ein bisschen rudern, aber wie weltfremd ist es, zu meinen, das würde noch reichen? Ihre bisherigen Rezepte, wie sie mit Sturm auf dem See Genezareth halt so umgehen, greifen nicht mehr, sie sind in der Defensive. Die Herausforderung ist dieses Mal größer als ihre bisherige Strategie. Das Boot ist am Kippunkt.

Es geht mit den Jüngern in dem Boot ein bisschen so wie in den Phasen des Sterbens nach Elisabeth Kübler-Ross. Da ist alles dabei, stelle ich mir vor: Nicht-Wahrhaben-Wollen: „Das kann doch gar nicht sein, dass dieser Sturm uns trifft!“, dann Zorn und die Frage nach dem Warum; Wunsch nach Aufschub: „Wenn wir nur dieses oder jenes tun, wird es uns besser gehen...“, Trauer um vergebene Chancen: „Ach wären wir doch bloß im sicheren Hafen geblieben!“

⁷ Vgl. hier zusammengefasst Jürgen Roloff, Die Kirche im Neuen Testament, Grundrisse zum Neuen Testament, NTD.Erg 10, Göttingen 1993, 144f., zur Jüngerschaft und Nachfolge und Gottes Mit-Sein ebd., 155f.

⁸ Siehe https://de.wikipedia.org/wiki/Perfekter_Sturm (Abruf am 21.09.2022).

Im Boot liegt Jesus schlafend. Die Jünger sind ja gar nicht ohne ihn in dem schwankenden Kahn; aber in der Phase, wo die Angst wächst und man es noch mit Rudern versucht, denkt keiner an ihn.

Erst als einer dann doch mal hinter sich schaut und ihm auffällt, dass der Sohn Gottes ja doch schon sowieso da ist, in diesem Sturm; erst als einer sich besinnt, wieso sie überhaupt, gerade jetzt, unterwegs sind, da greift Jesus ein und der Sturm legt sich. Die Furcht ist deswegen nicht einfach weg. Die Jünger werden noch lange brauchen, um zu begreifen, was der kann, der da von Gott gesandt ist, vielleicht ein ganzes Leben.

Leichter verständlich für die Jünger hätte ich es gefunden, Jesus hätte das Boot verzaubert, damit es besser durch den Sturm gelangt. Aber das Boot bleibt das Boot. Das Boot interessiert ihn nicht besonders. Er stillt den Sturm. Die Sturmstillung wird somit zum Erkenntnisprozess, was Gottes Fähigkeiten können und was diejenigen tun sollen, die im Boot sitzen.

Die Herausforderungen der Gegenwart lassen den Blick oft dahin schweifen, woher *keine* Rettung kommen kann. Man hält an der bisherigen Strategie fest, weil man den Sturm noch nicht als den erkennt, der er ist.

Und das macht Angst, es erzeugt nicht nur Trauer. Wir sagen, wenn Kirche heute sich verändert, dann müssen wir der Trauer um das Raum lassen, was wir aufgeben. Das ist richtig. Aber wir müssen auch mit der Angst umgehen, Veränderungen würden alles nur noch schlimmer machen. Das ist eine sensible Aufgabe. „Wenn wir drei nicht mehr zur Kirche kommen, um Gottesdienst zu feiern, wer soll denn dann noch kommen!?“ – ich habe die älteren Damen in dem Dorf im Landetal noch gut im Ohr.

Schon bei Kübler-Ross konnte man lernen, welche sensible Begleitung die verschiedenen Phasen der Konfrontation mit der Wirklichkeit benötigen. Die Jünger lernen in dem Sturm: Es bleibt uns nichts anderes übrig-, und Gott sei Dank können wir das tun: Uns ausrichten auf den, dessen Fähigkeiten durch die Herausforderungen unserer Gegenwart nicht limitiert sind. Was das konkret bedeutet, dazu schreibt Matthäus sein Evangelium.

V

Zweite Szene Sie waren noch nicht lange mit ihm auf dem Weg: Simon, der dann irgendwann Petrus genannt wird, und sein Bruder Andreas. Sie sind Fischer. Erstaunlich, dass Jesus Fischer anspricht, ihm nachzufolgen. Als Zimmermanns-Sohn wären doch Bauleute naheliegender gewesen – Handwerker haben eine dezidierte Meinung von anderen Gewerken: Frage einen Maurer und er kann Dir genau sagen, was er von einem Elektriker hält.

Jesus aber sucht sich offensichtlich Leute, die beruflich nichts schaffen, was Bestand hat, sondern die mit ihrem Handwerkszeug tagein tagaus neu anfangen und das, was sie schaffen, nämlich die gefangenen Fische, die sind spätestens am übernächsten Tag verkauft und aufgegessen. Außer bei Asterix, da liegen die Fische länger.

Sie bauen sich nichts auf, sie haben vielleicht irgendwann mal, wenn sie gut gewirtschaftet haben, ein neues Boot und ein besseres Netz oder einen Angestellten, aber sie erschaffen nichts von Dauer.

Dann sind da noch Jakobus und Johannes, die beiden Brüder, mit Vater Zebedäus, die ihre Netze flicken. Sie verlassen ihren Vater, als Jesus sie anspricht, der kommt gar nicht mit – warum eigentlich nicht? – und lassen sich auf einen Auftrag ein, der näher gar nicht erläutert wird: „Menschenfischer“. „Irgendwas mit Menschen“, das ist ja auch heute noch ein weit verbreiteter Berufswunsch: auf Kommunikation angelegt, responsiv, manchmal überraschend, man muss etwas von sich preisgeben, wenn man von anderen etwas erfahren will, waghalsig kann das sein. Und selten langweilig. Eine unerschöpfliche Ressource.

Ich bin mir gar nicht so sicher, ob diese „unerschöpfliche Ressource“ in unserer kirchlichen Denke wirklich positiv besetzt ist, oder ob wir nicht eher darüber stöhnen, wie viel man denn noch für die ganzen Leute tun könnte. Du arbeitest und arbeitest und am Abend fallen dir noch zehn Sachen ein, die du heute auch noch hättest tun können.

„Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist.“, schrieb Dietrich Bonhoeffer einmal.⁹ Die Kirche hat sich seit den 50er Jahren sehr darum bemüht, diesem Diktum gerecht zu werden. Wir haben immer wieder Wege gefunden, was es dazu braucht, Kirche für andere zu sein. Wir haben Gemeindehäuser gebaut und in manchem Dorf sogar noch Kirchen. Wir haben Leute eingestellt und neue Spezialaufträge geschaffen, mit denen gesellschaftliche Bedürfnisse bearbeitet werden konnten.¹⁰

Und bei manchen Christinnen und Christen, die diese Zeiten miterlebt haben, ist die Sehnsucht groß, man könnte doch irgendwie an diesem „Aufbau-Spirit“ festhalten, es möge doch noch einmal so sein wie damals oder so bleiben wie gestern.

Aber unter Hand hat sich auch ein Gegensatz eingeschlichen, nämlich der, was wir in der Kirche tun und was die anderen da draußen brauchen. Von der Erschöpfung, die die unbegrenzbare Menge der Anderen mit sich bringt, war schon die Rede. Zugleich hat die Kirche mit diesem eingeschlichenen Gegensatz aber auch die Antwort auf die Frage nach ihrer Relevanz aus der Hand gegeben. Denn jetzt entscheidet ja allein die andere Seite darüber, ob die Kirche noch eine Relevanz für sie besitzt, dann nämlich, wenn sie

⁹So im „Entwurf für eine Arbeit“, in: Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft, Dietrich Bonhoeffer Werke, Band 8, München 1998, 560.

¹⁰ Bonhoeffer entwickelt das Kirchenverständnis aus dem Gottesverhältnis des glaubenden Menschen: „Unser Verhältnis zu Gott ist kein ‚religiöses‘ zu einem denkbar höchsten, mächtigsten, besten Wesen – dies ist keine echte Transzendenz –, sondern unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben im ‚Dasein-für-andere‘, in der Teilnahme am Sein Jesu“ (ebd. 558).

sagen: „Ja, da, in der konkreten Situation, ist die Kirche für mich dagewesen.“¹¹ Ob nämlich in einer linearen Sender-Empfängerbeziehung der Empfänger wirklich empfängt, ist kaum beeinflussbar. So gering die Aufmerksamkeitsspanne vieler Menschen heute ist und so fluide ihre Interessen, muss man dann als Kirche ganz schön hinterherhecheln, wenn man seinem Anspruch noch gerecht werden will, für andere da zu sein.

Im Matthäusevangelium ist so etwas wie „Relevanz“ vor allem in dem zu finden, was Jesus tut. Und das ist ziemlich konkret: Er lehrt in den Synagogen, er predigt das Evangelium von dem Reich, er heilt alle Gebrechen der Maladen, die da alle zu ihm strömen, –die Jünger sind zu der Zeit erstmal nur Menschenfischer, also in Anlehnung an alttestamentliche Prophetie so etwas wie diejenigen, die die im wilden Meer zerstreuten Fischlein zu einer Gemeinschaft zusammensammeln (Jer 16,16; Am 4,2; Hab 1,14f.).

Bei uns in der Kirche begegnet mir das oft genau andersherum: Ziemlich konkret ist, was wir alles tun, welche Aufgaben wir wahrnehmen, neben Gottesdienst und Diakonie auch manches, auf das Matthäus im Traum nicht gekommen wäre: Gefährdungsbeurteilungen, KiföG, Doppik und Strukturreform. [Entschuldigung, ich habe eine Wette laufen, wie oft das Wort „Gefährdungsbeurteilung“ in einer Bibelarbeit vorkommen kann...]; besonders schön neulich in dem Schreiben aus dem Landeskirchenamt auch der Auftrag an die Gemeinden im Hinblick auf die Energieverteuerung: das „Abschalten der Verbrauchsgeräte (z.B. Kaffeemaschine) bei Nichtbenutzung.“

Alles klar umrissen und konkret, dagegen bleibt manchmal unsere Rede davon, dass Gott uns liebt, ziemlich unspezifisch. Die fünf Kriterien zum Auftrag unserer Landeskirche – und ich hoffe, Sie kennen die alle auswendig – dienen meines Erachtens auch dazu, an dieser Unwucht zu arbeiten: Denn was wir tun, sollte in sinnvollerweise auf das bezogen sein, was Gott tut. Das verändert auch die Frage nach der Relevanz dessen, was wir tun.

VI

Nächste Szene. Ihr sollt „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ sein, sagt Jesus. Ob den Jüngern damit ihre Aufgabe schon gleich deutlicher geworden ist? Mit diesen starken Bildern lernen die Jünger erstmal, in welchem Verhältnis sie zur Welt stehen. Erstens: Wer sich zum Gottessohn hält, bleibt dennoch Teil dieser Welt. Salz und Licht gehören zur Welt wie alles andere auch.

¹¹Diesen Gedanken verdanke ich Ralph Fischer, in: Kirche und Gemeinde neu leben wollen – eine unfertige Zehn-Minuten-Skizze –: „Die Frage, (waren) sind wir für andere da, kann nicht von uns selbst beantwortet werden, sondern zuvörderst von denen, die in Distanz zur Kirche stehen und für sich sagen: Kirche (war) ist für mich da (gewesen).“ (unveröffentlichtes Manuskript, S. 1).

Gleichzeitig sind sie etwas Besonderes: Sie wirken auf diese Welt ein. Das Salz salzt. Das Licht leuchtet. Salz salzt den Teig, das ist seine Aufgabe. Licht erhellt das Dunkel, dafür ist es ja da. Das heißt aber auch: Auf der einen Seite das Dunkel, auf der anderen das Licht. Aus dem Miteinander wird ein Gegenüber. Das ist die kurhessische DNA.

In diesem Miteinander und Gegenüber von Salz und Erde und Licht und Welt lernen die Jünger: Zu Nachfolgenden werden sie erst, wenn sie auf die Welt einwirken, wenn sie das tun, was Jesus ihnen sagt, wenn sie dem Auftrag nachkommen. Erst dann. Sie erlangen als Jünger keinen Status, auf dem sie sich ausruhen könnten oder den sie gar gegen die Unbillen der Zeit verteidigen sollten. Sie werden Jünger, weil sie handeln, weil sie sich umschaun, was zu tun ist, weil sie die Not sehen und an ihr nicht vorbeigehen. Weil sie zu fragen lernen: Was brauchst du? Wie kann ich dir helfen? Ich habe dir etwas von dem zu erzählen, der der Retter der Welt ist.

Der Teig wird würzig dadurch; er verändert sich. Er erfährt, was es mit sich bringt, Jesus nachzufolgen. In der dunklen Welt wird es sichtbar: So bringt man Frucht, indem man an Gott glaubt: „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ (Mt 7,20).¹²

Wir sind es gewohnt, vom Status her zu denken. Gebäude und hauptamtliche Stellen und Finanzzuweisung legen das ja auch nahe. Und wir tun damit viele nützliche Dinge, das steht außer Frage. Aber der Stadt auf dem Berge gehen so langsam die Lichter aus, wenn der Energienachschub nicht aus der Hoffnung auf Gott stammt. Denn die Stadt selbst ist nicht entscheidend, das Licht ist es, das leuchten soll. Das ist ein ziemlich „funktionales Kirchenverständnis“, das man da von Matthäus lernen kann.¹³

VII

Aber zählt denn nicht auch die Menge? Bringt es nicht auch etwas, einfach viele zu sein? Da sind sie wieder, die 49,7%, die vor ein paar Jahren noch 60% und davor irgendwann 80% waren. Das ist doch nicht nichts. „Und es folgte ihm eine große Menge aus Galiläa, aus den Zehn Städten, aus Jerusalem, aus Judäa und von jenseits des Jordans.“, heißt es in Mt 4,25.

War es eigentlich in den zehn Städten wohl auch so? Wenn in Stadt Nr. 7 eine tolle Veranstaltung ist, gehen die aus Stadt Nr. 8 noch lange nicht hin? Da können die Dorflinden sogar in Sichtweite liegen, ganz egal, der Weg ist einfach zu weit. Hier bei Matthäus kommen sie von überall her, um die Botschaft zu hören.

An dieser Stelle hätte ich furchtbar gern gewusst, wie Jesus das hinbekommt – Leute zu motivieren, sich auf den Weg zu machen. Was würde es unseren Kirchenvorständen helfen, wenn Matthäus einen kleinen Hinweis gäbe, wie das gelingt! Wie rund um den

¹² Vgl. hierzu Roloff, 157.

¹³ Vgl. Roloff, 161.

See Genezareth die Öffentlichkeitsarbeit geschieht. Ob sie Boten ausgesendet haben, weil der Plakatdruck noch nicht erfunden war und auch nicht Flyer für die Stadttore.

Und es wird dennoch eine große Menge. In den Speisungsgeschichten wird wieder eine Menge auftauchen. Beim Einzug in Jerusalem ist die Menge sogar „sehr groß“ (Mt 21,8).

Wenn Jesus was sagt, kommt die Menge schon. Das ist gegen meine Erfahrung. In Metzebach und Schnellrode musste ich immer mit Kirchvorsteherinnen diskutieren, ob man Organist und Konfis mitzählen durfte, fürs Kollektenbuch, die waren ja schließlich nicht freiwillig im Gottesdienst. Ein anderer Kirchenvorsteher rundete da immer großzügig nach oben auf, „sieht besser aus für die Statistik.“

Mengenlehre ist in der Kirche offensichtlich nicht unsere Stärke. Nicht weil wir nicht richtig zählen können, sondern weil wir von der Menge nicht das Richtige erwarten. Deswegen trifft uns die Zahl 49,7% auch so sehr: Wir verwechseln die Mitgliederzahl mit der Zahl der Menschen, die von Gott etwas erwartet. Die Gottesdienstbesucherzahl in unseren Gemeinden halten wir für einen Marker, welche Chancen das Evangelium bei uns hat und damit verheben wir uns völlig.

Wir setzen unter der Hand die Gemeinschaft der Menschen, die an Gott glaubt, gleich mit der sichtbaren Kirche oder der am Ort teilnehmenden Gemeinde oder der Mitgliederzahl und wir werfen damit theologisch etwas in einen Topf, was zwar mutmaßlich eine Schnittmenge hat, aber doch unterschieden werden muss.

Denn wer zur Gemeinschaft der Glaubenden gehört, das weiß nur Gott. Ich bete zu ihm, dass ich dazugehöre. Ob meine Nächste / mein Nächster dazugehört, kann ich nicht sagen; ich unterstelle es ihr und ihm in glaubender Liebe, aber wissen tue ich es nicht und sehen kann ich es auch nicht.

Wenn wir heute die Strukturen unserer Kirche verändern, dann tun wir das immer nur an der sichtbaren Kirche, nicht an der geglaubten, die uns verborgen bleibt.

Nun sind wir Menschen ja auch immer wieder gut darin, die Dinge zu verwechseln. Und dieses Verwechseln ist ein guter Treibstoff für das Gefühl von Überforderung, das manche Mitarbeiter*innen und Kirchenvorstände empfinden, und für die Angst und die Trauer und den Widerstand, mit Veränderungsprozessen würde alles nur noch bedrohlicher. Es ist immer ein guter erster Schritt, wenn man weiß, wo die Not genau herkommt.

Als der altersweise Martin Luther den beklagenswerten Zustand seiner Kirche analysiert, gelangt er am Ende zu folgender Aussage: „Wir sind es doch nicht, die da die Kirche erhalten könnten. Unsere Vorfahren sind es auch nicht gewesen. Unsere Nachkommen werden’s auch nicht sein: sondern, der ist’s gewesen, ist’s noch und wird’s sein, der da sagt: ‘Ich bin bei euch alle Tage bis an das Ende der Welt’ (Matthäus

28,20)“.¹⁴ Wir hören diesen berühmten Satz manchmal am Ende von Vorträgen über den Reformbedarf an der Kirche. Aber wir hören ihn oft nur als so eine Art Trostpflaster, dabei ist er die entscheidende Ausgangsbasis für alles, was wir in der Kirche tun.

Im Matthäusevangelium steht nicht, wie Jesus es schafft, dass eine große Menge zu ihm kommt. Sie tut es einfach. Seine Botschaft kann das eben.

Wir sollen etwas anderes können. Wenn an unseren Gottesdiensten weniger Leute teilnehmen und wenn unser Mitgliedschaftsmodell für weniger Menschen nachvollziehbar ist, dann ist das erstmal nur ein Problem der äußeren Gestalt von Kirche und unserer bisherigen Art zu arbeiten und nicht ein Problem der Tragfähigkeit der Botschaft selbst. Ein „nur“ in großen Anführungsstrichen, ich weiß.

Was wir können ist, in unserem Glauben immer wieder Wege zu finden, wie wir davon erzählen können, wie wir ihm Ausdruck verleihen, wo wir helfen können, weil Hilfe Not tut. Deswegen liegt in dem Schaubild vom Auftrag der Kirche mehr Zündstoff als man auf den ersten Blick meint. Wir teilen das Evangelium mit den Menschen in der Welt. Die Wege dazu, das Geld, die Gebäude, die sind veränderlich.

Musik Adelheid Böhme

VIII

Zurück zu den Jüngern. Sie sind jetzt so weit, dass ihr Auftrag spezifiziert werden kann. Sichtbar wird der Glaube in sichtbaren Taten. Jesus gibt ihnen Macht über unreine Geister, sie können Krankheiten heilen und Gebrechen beseitigen.

Die Jünger werden alle bei Matthäus nochmal aufgezählt; der allerbeste Ausdruck von Sichtbarkeit ist, wenn die Leute einen Namen haben. Er schickt sie los. Er wird ziemlich konkret, was die Reiseausstattung angeht. Keine Reisetasche, kein Wechselhemd, kein Wanderstab. Es braucht offenbar nicht besonders viel, um das Evangelium unter die Leute zu bringen.

Spannend ist es, wie die Jünger beim Verkündigen herausfinden können, zu wem sie gehen sollen. „Wenn ihr aber in eine Stadt oder ein Dorf geht, da erkundigt euch, ob jemand darin ist, der es wert ist; bei dem bleibt, bis ihr weiterzieht.“ (Mt 10,11) Wenn ich in Herlefeld gefragt hätte, ob jemand im Dorf ist, der es wert ist, hätte ich genausoviele verschiedene Antworten bekommen, wie ich Leute gefragt hätte. „Der arme Schlucker in der Stölzinger Straße“, „die ukrainische Familie im DGH“, „Du kannst

¹⁴ Vgl. WA 50,476,31-35 („Wider die Antinomer“, 1539). Nach einer langen Klage über die Gefahren, die seiner Kirche durch Papsttum und radikale Reformatoren erwachsen sind, findet Luther in den Trost: „Gott helfe uns, wie er unsern vofaren geholfen, und unsern nach komen auch helffen wird, zu lob und ehren seinem Gottlichen namen inn Ewigkeit“ (ebd., 29-31).

gleich bei mir bleiben, ich war letzte Woche in der Röhre!“ Alle sind es wert! Lass sie fragen, was sie tun sollen, da kommen schon genug Antworten. Und übers Fragen beginnt Beziehung.

Manchmal liegt man auch komplett daneben: siehe die Segnung der Kinder, die die Jünger fast verhindert hätten (Mt 19,13-15).

Und übrigens: Es wird nicht gesagt: „Wenn ihr aber in eine Stadt oder ein Dorf geht, da setzt euch auf den Marktplatz oder in einen Winkel und guckt mal, wer sich dann so zu euch auf den Weg macht, der es wert sein könnte.“ Nicht das Gehen der anderen ist konstitutiv; ich selbst soll gehen, wenn Jesus mich beauftragt; die Leute, zu denen ich geschickt werde, dürfen bleiben, wo sie gerade sind. Und ja, manche machen sich auch auf den Weg zu mir.

IX

Die Jünger haben durch den Sturm gelernt und wollen ihre Erkenntnis nun anwenden, als sich Fünftausend lagern. „Kirche für andere“ heißt, wir kümmern uns, sagen die Jünger. Nicht die Menge macht's, sondern Nachfolge wird sichtbar im konkreten Tun, manchmal auch im richtigen Lassen. „Am Abend aber traten seine Jünger zu ihm und sprachen: Die Stätte ist einsam, und die Nacht bricht herein; lass das Volk gehen, damit sie in die Dörfer gehen und sich zu essen kaufen.“ (Mt 14,15) Mit einer neu gewonnenen Haltung aus dem Evangelium heraus entdecken die Jünger, was für eine Antwort die konkrete Lage von ihnen erfordert.

Aber sie liegen wieder daneben: „Nee, nee, lasst die mal alle hierbleiben“, sagt Jesus. Und dann geschieht das Speisungswunder, von dem man gar nicht so genau weiß, was genau das Wunder daran ist. Mit Dank und Blick zum Himmel gibt Jesus die fünf Brote an die Jünger und die geben sie an das Volk weiter. Was auf dem Weg von den Jüngern bis zum Volk aus den fünf Broten wird, erfahren wir nicht. Und auch nicht, was das Volk sich untereinander weiter reicht. Jedenfalls werden alle satt und es bleibt eine Menge übrig. Vom Weiterreichen wird erzählt; davon, dass Jesus nochmal bei der Vermehrung mit einer Art Beschwörungsformel nachhelfen würde, nicht.

Das Wunder ist die Beteiligung. Alle kriegen Verantwortung. Alle helfen mit, dass alle versorgt sind. Nicht nur die Jünger. Vertraue darauf, dass die Menschen, die gekommen sind, um die Botschaft zu erfahren, richtige Schlüsse daraus ziehen können und mit anpacken. „Kirche für andere“ denkt Matthäus offenbar als „Kirche für andere mit den anderen“. Er denkt nicht an Helikopter-Jünger, die versuchen, noch bis in den letzten Winkel alles regeln zu wollen und alles selber tun zu wollen --- und die damit zum Scheitern verurteilt sind. „Wie viele Stunden brauchen zwölf Jünger, um von fünf Broten fünftausend Menschen so zu versorgen, dass am Ende alle satt sind und zwölf

volle Körbe übrigbleiben?“ An dieser Textaufgabe hätten sich auch Jünger mit Mathe-
leistungskurs verhoben.

Die Menge der, sagen wir besser: circa 5000, die wird milieutheoretisch nicht näher
spezifiziert. Es sind einfach Leute, vermutlich eine ziemlich heterogene Ansammlung.
Wer da ist, ist da. Der deutsche Soziologe Georg Simmel hat mal an der Kirche ihre
„konkurrenzfreie Sozialisation“ hervorgehoben,¹⁵ heute würde ich so formulieren: alle,
die in Kontakt mit dem Evangelium kommen, können Teil dieses Beteiligungswunders
werden.

IX

Zeit sich zu fragen, wer das ist, der den Auftrag an die Jünger erteilt. „Wer sagt denn ihr,
dass ich sei?“ fragt Jesus seine Jünger (Mt 16,15). Die Leute erzählen ja alles Mögliche
über ihn. Sie verwechseln ihn mit Johannes dem Täufer; er könnte auch der
wiedergekehrte Elia sein oder so etwas wie ein neuer Jeremia. Irgendein Prophet mit
irgendeiner neuen Zeitansage. Die Pharisäer sind da cleverer. Sie wollen ein Zeichen
vom Himmel von ihm, weil sie ahnen oder befürchten, hinter Jesus könnte doch mehr
Macht stecken als hinter den anderen Zeitansagern, die man so erlebt. Und wenn's so
wäre, wär's Zeit, ihn zu entlarven.

„Wer sagt denn *ihr*, dass ich sei?“ fragt Jesus seine Jünger. Und Simon Petrus antwortet
stellvertretend mit einem Bekenntnis. Christus, Gottes Sohn. Kürzer kann man die
Botschaft nicht zusammenfassen. Präziser auch nicht. Das ist der Kern. Von da geht
alles aus. Wodurch auch immer das Evangelium in der Welt sichtbar werden kann, hier
hat es seinen Ursprung.

Wenn man erfasst, was und wer Jesus ist, beginnt die Kirche sich zu personalisieren.
Und es kristallisiert sich heraus, welche Aufgabe die Menschen übernehmen können,
die dieses Bekenntnis sprechen. Zeit, einen solchen Menschen beim Namen zu nennen:
„Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine *ecclesia*, meine Gemeinde bauen.“
Ausgehend von diesem Bekenntnis kann das Werk der sichtbaren Kirche beginnen. Sie
hat damit die Schlüssel in der Hand, wie aus der Botschaft zum Beispiel konkrete
Nächstenliebe wird oder Einspruch gegen soziale Ungerechtigkeit oder gute
Lebensbegleitung.

„Was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und was du auf
Erden lösen wirst, soll auch im Himmel gelöst sein.“ (Mt 16,19) Das verstehe ich so:
Darüber zu entscheiden, was in guter Weise der Sichtbarwerdung der Botschaft von
der Liebe Gottes dient, aber auch, was im Widerspruch zur Liebe Gottes steht, dazu gibt
Gott den Menschen, die an ihn glauben, alle Fähigkeiten.

¹⁵ Vgl. zum folgenden Ulrich Barth, *Symbole des Christentums*. Berliner Dogmatikvorlesung, hg. v. Friedemann Steck, Tübingen
2021, 425ff.

X

Jesus kommt auf dieses Binden und Lösen kurze Zeit später zurück. Gottes Liebe sichtbar werden zu lassen, ist manchmal leichter gesagt als getan. Da gibt's ja doch noch eine Menge Deutungsspielraum. Das muss immer wieder neu ausgehandelt werden. Auseinandersetzungen schleichen sich in die Jünger*innenschar nicht erst ab der vierten oder fünften Generation ein, sondern sind schon eine Frage bei Matthäus.

Jesus gibt Anweisungen dazu, wie man mit Auseinandersetzungen umgehen und wie ein innergemeindlicher Aushandlungsprozess dazu aussehen kann. Zurechtweisung erfolgt in konzentrischen Kreisen. „Hört er nicht auf dich, so nimm noch einen oder zwei zu dir“, usw.

Und Jesus erinnert an den Kern der Botschaft, das zelluläre Wachstum einer sichtbaren Gemeinde aus dem Wort Gottes: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Matthäus lässt Jesus nicht aufzählen, was es alles brauchen könnte oder welche Fähigkeiten einer mitbringen müsste, damit die Gegenwart Jesu vollgültig nachvollziehbar werden kann. Zwei oder drei. Im Namen Jesu. Fertig.

Eine sehr kleine Menge Mensch, aber eben auch nicht einfach einer allein, es muss schon Kommunikation stattfinden können. Und sie geben sich eine Art Überschrift, „in seinem Namen“, sie müssen nicht besonders viel mitbringen, außer sich unter diesen Namen zu stellen. Jesus lässt sich leicht in diese Welt locken.

Die radikale Form eines „allgemeinen Priestertums aller Gläubigen“. Mit diesem Pfund hat die evangelische Kirche bis heute noch nicht hinreichend gewuchert. Martin Luther hatte schon 1521 geschrieben: „Darum beschließen wir fest, gegründet in der heiligen Schrift, dass nicht mehr ist, denn ein einiges Amt zu predigen Gottes Wort, allen Christen gemein, dass ein jeglicher reden, predigen und urteilen möge und die andern alle verpflichtet sind zuzuhören.“¹⁶

„Ein jeglicher“ dick unterstrichen: Damit ist eine Art gleichberechtigter Glaubenskommunikation gemeint, zu der es in der Entwicklung der protestantischen Gemeinschaft gar nicht kam. Gewiss entstand ein neues Amtsverständnis, so dass der Pfarrer etwas anderes wurde als der geweihte Priester. Am Ende war es dann aber doch so: Der Pfarrer predigt, die Gemeinde hört zu. Und es brauchte abseits der Amtskirche den Pietismus und die Erweckungsbewegungen, um hier ein gewisses Durchtauschen der Rollen (Reden und Zuhören) zu erlangen. Abgesehen davon, dass es sinnvoll ist, einen geeigneten Menschen mit der Verkündigung in der Gemeinde besonders zu beauftragen, liegt die Pointe des allgemeinen Priestertums aber darin,

¹⁶ Zitiert nach Barth, 448.

dass alle in der Gemeinde an diesem Kommunikationsgeschehen, an diesem Teilen des Evangeliums beteiligt sein sollen.

Wir als Kirche sollten die Chancen ergreifen, die in diesem Denken liegen, und zwar nicht nur, weil manche Pfarrstelle lange Zeit vakant bleiben wird.

XI

Zum Abendmahl. Was heißt das denn genau, dass Jesus mitten unter seinen Leuten ist, die sich in seinem Namen versammeln? Je länger die Jünger mit Jesus unterwegs sind, desto mehr rückt das in den Blick, was Jesus hinterlässt und was man später dann „Sakramente“ nannte.

Gegessen wurde gern und viel im Kreis um Jesus. Manche Predigt, manche Zeichenhandlung sind ohne die Einkehr in ein Haus nicht denkbar. Wie oft steht Kuchen da, wenn ich zu einem Trauergespräch komme und wieviele Ahle Wurst-Kanapees müsste ich bei Geburtstagsbesuchen schon zu mir nehmen – da hat sich auf verschlungenen Pfaden eine sehr urchristliche Handlungsweise konserviert!

Was jetzt kommt besonders wichtig ist für die Jünger und die Leser*innen; das zeigt sich schon daran, wie ausführlich der Anmarschweg bis zur Einsetzung des Abendmahls erzählt wird. Wir wissen von den Vorgesprächen über die Zusammenkunft, wir wissen, was Jesus sagt, wie seine Geschichte jetzt mutmaßlich weitergehen wird. Sehr viele Details, die da die kostspielige Schreibunterlage von Matthäus befüllen. Sie dienen dazu die Spannung zu erhöhen. Dann kommen die Einsetzungsworte, die so wichtig sind, dass sie in vielen Texten der ersten Nachfolgezeit überliefert werden.

„Da bin ich mitten unter ihnen“: Das wird im Abendmahl sehr konkret: „Das ist mein Leib. Das ist mein Blut des Bundes.“ Jesus in, mit und unter Brot und Wein. Schon, dass es in der Geschichte der Theologie drei Präpositionen brauchte (in, mit und unter), zeigt, dass wir hier an die aussagbare Grenze dessen gelangen, was Jesus genau tut.

Aber er ist da. Er wird sichtbar. Und zwar „für viele“. Diese zwei Worte stehen da auf den ersten Blick so harmlos herum. Und beinhalten doch eine Menge. „Für viele“ heißt zum Beispiel: „Für mehr, als du denkst.“

Der Blick derjenigen, die sich Jesus anschließen, soll nicht auf die beschränkt bleiben, die in der Gegend wohnen, nämlich Menschen mit ursprünglich jüdischem Glauben. Für Matthäus ist entscheidend, dass die Botschaft in die Welt hinaus geht. Zu denen, die man damals milieutheoretisch etwas unspezifisch „Heiden“ nannte. Die Blickrichtung, die hier eingenommen wird, ist auch für uns heute wichtig.

Denn unsere Blickrichtung bedarf der Horizonterweiterung. Unser Finanzzuweisungsgesetz zum Beispiel verteilt das Geld nach Mitgliederzahlen. Es ist

einleuchtend, dass man zur Verteilung des Geldes einen nachvollziehbaren Schlüssel braucht. Schwierig daran ist nur: Geld gibt's für die, die um mich herum sind und die schon oder noch einen Mitgliedschaftsstatus haben. Geld gibt's erstmal nicht für die, die in der Blickrichtung der Einsetzungsworte liegen: „Für viele“, zwar nicht für alle, aber „für die da draußen“, für die anderen, von denen ich vielleicht heute noch gar nicht ahne, dass ich mit ihnen einmal das Evangelium teilen werde.

Das, was abgeht im Abendmahl und was darin zum Ausdruck kommt, das ist so wichtig, dass es uns schon allein deswegen beunruhigen muss, dass seit Corona die Abendmahlsfeiern in den Gemeinden auf dem Rückzug sind. Vielleicht sollten wir wieder stärker bedenken, dass das Abendmahl ursprünglich in den Kontext des gemeinschaftlichen Essens, der gemeinsamen Einkehr, dem konzentrierten Beisammensein gehört, und vielleicht sollten wir von da ausgehend in neuen und dann auch wieder sehr alten Formen feiern.

Jesus identifiziert sich mit dem, was gegessen und getrunken wird. Was stärkt und Teil von einem selbst wird und was dabei aber auch in seiner bisherigen Form aufhört zu existieren. Im Abendmahl sehen wir den innersten Kern der Christologie: Gott begibt sich in seinem Sohn in diese Welt und macht alles so mit, was ein Menschenleben hier so mitmachen kann, bis in den Tod.

Aber die Macht des Todes hebt er am Ende dann doch aus. Denn es ist letztlich ja immer noch Gott, der da handelt; unter den Vergänglichkeitsbedingungen seiner Schöpfung immer noch Gott. Und er triumphiert. Nur er selbst kann den Weg durch den Tod hindurch bahnen. Wen man da hängen sieht am Kreuz und was Gott am Ende mit ihm macht, das ist zu unterscheiden.

So geht's mit der Kirche auch. Wenn wir „Kirche“ sagen, sollten wir unterscheiden zwischen dem, was vor Augen liegt unter den Vergänglichkeitsbedingungen der Schöpfung und was wirklich in ihr eingepflanzt ist und wächst und sich Bahn bricht.

Wer das Phänomen „Kirche“ verstehen will, muss sie aus dieser Kreuzestheologie her verstehen.¹⁷ Oder, wie es der Luther-Forscher Paul Althaus einmal gesagt hat: „Die wahre Kirche ist nicht identisch mit der geschichtlichen Körperschaft, die sich Kirche nennt, mit ihren Fehlern, Sünden, Spaltungen und Häresien. Sie ist unter dieser empirischen Wirklichkeit verborgen.“¹⁸ Luther formuliert es in der Jesajavorlesung Ende der 20er Jahre drastisch: „Dem Ansehen nach gleicht die Kirche einem verwüsteten und zerstörten Gemeinwesen.“¹⁹ So schlimm steht's wohl noch lange nicht

¹⁷ So Werner Elert, *Morphologie des Luthertums*, Band I, München ³1965, 227-230: Die vorfindliche Kirche gehört zur Welt, da das, was in ihr gesprochen wird, ja weltlich wahrnehmbare Worte sind, zugleich ist dieses konstituierende Wort eben Gottes Wort und insofern entsteht ein „Charakter, der nicht Welt ist“ (ebd., 230). Vgl. zum folgenden Barth, 442ff.

¹⁸ Paul Althaus, *Die Theologie Martin Luthers*, Gütersloh ⁵1980, 39f; vgl. auch 252f.

¹⁹ WA 31II, 407,3-5 („Jesaja-Vorlesung“ 1528-1530): „*Nam Christiana ecclesia in speciem est quasi devastata et destructa civitas, wie man spricht: Christen syndt dunne gesehet*“

um unsere Kirche, und dennoch ist wichtig zu verstehen, wie dieser Satz bei Luther weitergeht: „Und der Glaube ist dennoch in ihr.“

Die wahre Kirche ist verborgen unter dem Gegenteil, unter einer Menge Vergänglichkeit.

Für uns heute ist das ein bedeutsamer Gedanke. Unser Leiden an Rückbau, Schrumpfung und Bedeutungsverlust der Kirche, aber auch unser Engagement für eine Reform der Kirche sollten nicht verwechseln zwischen dem, was wir vor Augen sehen und dem, was die wahre Kirche ausmacht, nämlich der Glaube an den Gekreuzigten und Auferstandenen.

Ich finde das entlastend. Ja, die Kirche hat's nicht leicht, aber sie ist auch nicht dafür da, es leicht zu haben. Sie soll zu dem Ort werden, immer wieder werden, an dem der Glaube ein Zuhause finden kann. Sie wird es auch gegen allen äußeren Anschein. Dass die organisationellen Bedingungen dafür den Zeitläuften unterworfen sind, sollte gerade uns Evangelische nicht schrecken: In unserer Geschichte brauchte es nur Hammer und Nagel und ein Diskussionspapier mit 95 Thesen – und, okay: noch ein bisschen mehr als das – um neu und anders das Evangelium teilen zu lernen.

XII

Am Ende des Matthäusevangeliums läuft alles auf die Taufe zu. Zwei augenscheinlich logische Brüche kennzeichnen den berühmten Taufbefehl. Dem Gottessohn ist alle Gewalt gegeben. „Darum gehet hin.“ Darum? Deswegen also? Folglich? Wie kann es daraus folgen, dass wir loslaufen sollen, wenn Er doch alle Macht hat? Ja eben, so will er es nun mal, auch wenn's unsere logischen Fähigkeiten übersteigt. Wir sollen taufen und lehren und uns damit in eine Bewegung begeben, die die ersten Jüngerinnen und Jünger erst einmal lernen mussten, und wir müssen es in transformativen Zeiten eben wohl auch noch mal wieder neu lernen.

In diesem Zusammenhang erinnere ich an eine eigentlich banale Tatsache, aber vielleicht muss man sich die mal neu vor Augen führen: Unsere allerhauptsächlichste und allererste Handlung als Kirche, die Taufe nämlich, richtet sich ausschließlich an die, die in unserer Denke „Nicht-Mitglieder“ sind. Das müsste doch etwas für den Rest unserer Arbeit und unserer Angebote bedeuten.

In Matthäus 28,19 steht auch erst „lehret alle Völker“ und erst dann „taufet“. Ich lese das nicht als ausschließliches Plädoyer für die Erwachsenentaufe, aber doch als Hinweis, dass es vielseitigere Zugehörigkeitsformen zur Kirche geben sollte als bislang.

Kirche in der Krise. Damit ging's los und es nervt. Es nervt, weil es auch so ein bisschen eine self-fulfilling-prophecy ist. Das Reden von der Krise zementiert sie zugleich. Dabei wächst die Aufgabe der Kirche für die Welt gewaltig: Der frühere australische Ministerpräsident Kevin Rudd hat im vergangenen Jahr in einem Artikel folgenden Begriff geprägt: „The decade of living dangerously“ – „Das Jahrzehnt, mit Gefahren leben zu müssen“.²⁰ Hoffentlich ist es nur ein Jahrzehnt, auch wenn Zweifel angebracht sind, allein schon angesichts der sich ausdehnenden Klimakrise und ihrer Herausforderungen.

Kevin Rudd bezog diesen Satz auf den wachsenden Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und China, aber er beschreibt doch ganz zutreffend, was wir Menschen gerade insgesamt empfinden. Wer ist angesichts dieser Lage noch da, um von der Hoffnung zu sprechen? Die Kirche gehört ja gewiss mitfühlend an die Seite der Ängstlichen und tatkräftig an die Seite derjenigen, die sich für eine bessere Welt engagieren.

Aber sie steht auch auf einer anderen Seite als nur bei der Angst und Not dieser Welt. Sie ist ein Ort der Hoffnung.

„Und siehe“, sagt Jesus zum Schluss bei Matthäus. Auch das „Siehe!“ ergibt sich nicht logisch, verstandesmäßig, aber so hat er es uns eben zugesagt, so sollen wir es glauben: „Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“ So sei es.

Lied EG 494, 1-4 In Gottes Namen fang ich an

²⁰ Kevin Rudd, Short of War. How to Keep U.S.-Chinese Confrontation From Ending in Calamity, in: <https://www.foreignaffairs.com/articles/united-states/2021-02-05/kevin-rudd-usa-chinese-confrontation-short-of-war> (Ausgabe März/April 2021; Abruf am 06.09.2022).